

Redebeitrag zur Kundgebung „Frieden geht“ am 29. Mai 2018 in Jena von Manuel Vogel

Ein bekannter Gospel-Text erzählt von jemandem, der hinunter an den Fluss geht und dort sein Schwert und seinen Schild niederlegt und überhaupt mit dem Krieg nichts mehr zu tun haben will:

„I’m gonna lay down my sword and shield, down by the riverside, I’m gonna lay down my sword and shield, down by the riverside, and I’m gonna study war no more“. – „Ich werde mein Schwert und Schild niederlegen unten am Flussufer, ich werde mein Schwert und Schild niederlegen, unten am Flussufer, und ich werde das Kriegführen nicht mehr lernen“.

Der Fluss, von dem hier die Rede ist, ist der Jordanfluss im heutigen Israel-Palästina, der in der Bibel eine wichtige Rolle spielt als Station auf dem Weg der Israeliten in das Gelobte Land. In der Spiritualität der Gospelsongs der in die USA verschleppten Sklavinnen und Sklaven des 18. und 19. Jh. steht der Einzug ins Gelobte Land häufig symbolisch für das Eingehen in das ewige Leben, hinaus aus dem leidvollen Sklavendasein. Der Jordanfluss markiert dann das Ende des irdischen Lebens.

Wenn wir den Gospeltext so verstehen, dann mischen sich darin Friedenssehnsucht und Todessehnsucht, und seine Botschaft wäre, dass ein Ende des Krieges erst am Ende des Lebens überhaupt möglich ist. Aber der Jordanfluss ist in der Bibel auch derjenige Ort, an dem Johannes des Täufer die Leute zur Umkehr gerufen hat in einer neuen Initiative für ein gerechtes Leben im Gelobten Land. Johannes war nach der biblischen Erzählung mit dieser seiner Umkehr-Initiative für ein gerechtes Leben ziemlich erfolgreich. Die Leute seien nämlich von selbst zu ihm gekommen und hätten ihn gefragt: Was sollen wir denn jetzt tun, was sollen wir denn ab jetzt anders machen? In dieser Erzählung treten drei Gruppen auf: Erstens die schon genannten normalen Leute, zweitens die Zollpächter und drittens die Soldaten.

Den Leuten rät Johannes, dass sie ihren Überfluss mit denen teilen, die vom Wohlstand nichts abbekommen haben. Den Zollpächtern sagt er, dass sie keine Wucherzölle verlangen sollen, und die Soldaten sollen nicht ihren Sold durch Plünderungen unter der Zivilbevölkerung aufbessern und überhaupt die Zivilisten in Ruhe lassen. Vergleicht man diese Forderungen mit der populären Ethik der frühen römischen Kaiserzeit, klingen sie eigentlich ziemlich moderat, fast schon enttäuschend moderat. Aber gerade weil sie so maßvoll formuliert werden, sind sie für den *status quo*, der alles andere als gerecht ist, bedrohlich. Niemand kann nämlich dieses Programm unrealistisch, utopisch oder blauäugig

nennen. Man bekäme das schon hin, man müsste es halt wollen, denn wo ein Wille ist, da ist ja bekanntlich auch ein Weg.

Das Umkehrprogramm des Täufers handelt in allen drei Forderungen vom Verzicht auf noch mehr Prosperität bei denen, die ohnehin schon mehr haben, als sie brauchen, bzw. vom Verzicht auf Bereicherung zu Lasten der Schwächeren. Zollpächter und Soldat sind miteinander Akteure innerhalb des altrömischen Imperialismus, in dem Militär und Ökonomie in Tateinheit auftreten. Man kann hier etwas machen, sagt der Täufer, man kann innerhalb dieses Systems konkrete Dinge konkret anders machen. Das meint das Wort „Umkehr“ in der biblischen Erzählung von Johannes, und „Umkehr“ heißt aus dem Lateinischen entlehnt „Konversion“.

Wo Waffen zur Waren werden und als Waren sich entlang der Warenströme dieser Erde uneingeschränkt global bewegen dürfen, da braucht es Umkehr, aber da ist Umkehr eben auch möglich und machbar. Die Forderungen der Friedensgeht-Initiative sind maßvoll. Es geht ihr aktuell nur darum, dass man Waffen nicht einfach in die ganze Welt verkaufen darf wie Taschenrechner oder Kraftwerksturbinen, sowie darum, dass die deutsche Volkswirtschaft mit dem Export von Taschenrechnern und Kraftwerksturbinen doch eigentlich bereits so unverschämt viel Geld verdient, dass es nicht auch noch die Sturmgewehre und Kampfpanzer bräuchte. Hier täte es auch der moralisch ohnehin schon zur Genüge fragwürdige Eigenbedarf.

Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, und wo ein politischer Wille ist, ist ein politischer Weg. Wir verschieben jedenfalls das Ende des Krieges nicht ans Ende des Lebens, sondern sagen schon hier und heute, mitten in diesem wunderbaren Leben, dass Frieden geht, und die etwas zu entscheiden haben in diesem Land, die sollen es hören und beherzigen.